

Im falschen Leben

Süddeutsche Zeitung, 14.5.2016

Vor der Präsidentenwahl in Österreich: Auch noch mit 93 kämpft der frühere Wehrmachtsdeserteur Richard Wadani gegen rechts

Richard Wadani fühlt sich auf der richtigen Seite, aber in der falschen Stadt, im falschen Land. Es ist Januar 1946, als der 23-Jährige nach Wien zurückkehrt. Das Meer der Hakenkreuzfahnen, das die Stadt seit 1938 überzogen hatte, ist verschwunden, die nationalsozialistische Diktatur vernichtet. Als junger Wehrmachtssoldat hat Richard Wadani Wien verlassen, jetzt kehrt er als Befreier zurück. Er hat weder Geld noch irgendeine Idee, was die Zukunft für ihn bringen könnte. Aber er hat ein letztes Kleidungsstück, das er mit Stolz trägt: eine britische Uniform. Seit Monaten hat er sie, kurz nachdem er im Oktober 1944 an der Westfront endlich den Schritt tun konnte, den er sich seit 1939 vorgenommen hatte: die verhasste Wehrmacht verlassen, gegen die Nazi-Armee kämpfen, gegen Totalitarismus und Faschismus, für ein freies Österreich. Er hatte es geschafft, hatte sich den Briten und der tschechoslowakischen Exilarmee in deren Diensten angeschlossen. Und kehrt nun heim ins freie Wien.

Einer der ersten Wege führt ihn aufs Arbeitsamt. Der Beamte dort starrt Wadani und seine Uniform an, dann plärrt er: "Sagen Sie, wie kommen Sie denn dazu, in einer fremden Armee zu dienen?" Es ist der Moment, in dem Richard Wadani weiß, dass der Faschismus in den Köpfen nicht besiegt, dass Österreich nur auf dem Papier befreit ist. "Die Hitler-Armee war die fremde Armee!", schreit Wadani zurück.

In den nächsten Jahrzehnten wird es ein Anschreien gegen eine Mauer des Schweigens sein. Der kleine Beamte auf dem Arbeitsamt verkörpert für Wadani das Nachkriegs-Österreich: Die NSDAP-Abzeichen sind abgelegt, die Mär von Österreich als erstes Opfer Hitler-Deutschlands ist schnell gestrickt. Und doch gelten nun Männer wie Wadani als Verräter: junge Soldaten, die nicht brav bis zum letzten Atemzug für die Wehrmacht der deutschen Besatzer den Kopf hinhalten wollten, sondern die Seiten wechselten, um ihr Österreich zu befreien. Wie viele das taten, ist bis heute unklar, weil die allermeisten bis zu ihrem Tode darüber schwiegen. Die Zahl derer, die abgefangen und abgeurteilt wurden, ist konkreter: Zwischen 1939 und 1945 fällten Militär Richter der Wehrmacht etwa 30000 Todesurteile, ungefähr 23000 Urteile wurden vollstreckt. Unter den Opfern waren ungefähr 1500 österreichische Wehrmachtsangehörige. Bei all dem sind jene nicht mitgezählt, die bei Kriegsende ohne Verfahren exekutiert wurden oder in den Straflagern der Wehrmacht an Schikanen und Erschöpfung starben. Doch über diesen Mord an den eigenen Soldaten schweigt Österreich Jahrzehnte.

Auf der richtigen Seite, im falschen Land: 70 Jahre später fühlt sich Richard Wadani wieder ähnlich. Er ist 93, sein Alter sieht man ihm aber nicht an: Zwar hat er schlohweißes Haar, das Hören fällt schwer. Aber Wadani hat die kräftige Statur eines Sportlers und den hellwachen Geist eines Menschen, der von Jugend an die politische, die argumentative Auseinandersetzung gewohnt ist. Er sitzt in seiner Wohnung in Wien-Simmering und erzählt von seinem jüngsten Kampf, den er vor 15 Jahren dann doch noch einmal aufgenommen hat: den Kampf für die Rehabilitierung und Anerkennung der österreichischen Wehrmachtsdeserteure und der Opfer der NS-Militärjustiz.

Auch dieser war - wie einst sein Kampf gegen die Nazis - erfolgreich, ein später Triumph. Richard Wadani und seine Mitstreiter setzten ein Rehabilitationsgesetz und obendrein den Bau eines Denkmals am Wiener Ballhausplatz durch. Doch auch diesmal weiß er nicht, wie tief die Wirkung wirklich sein wird: Im

Herbst 2015, nur ein Jahr nach der Einweihung, missbrauchten Rechtsextreme das Denkmal als Kundgebungstribüne und hetzten von dort aus unter rot-weiß-roten Fahnen gegen Flüchtlinge. Die Polizei sah nur zu. "Ich kann solche Provokationen nur schwer aushalten", sagt Wadani, "denn für mich ist das Denkmal eine Mahnung an die Menschen von heute, faschistische Tendenzen im Ansatz zu erkennen und dagegen aufzustehen."

Aber die Lobby derjenigen, die in den Deserteuren noch immer "Kameradenmörder" und "Verräter" sehen wollten, sei eben stark. Die rechtspopulistische FPÖ und der Österreichische Kameradschaftsbund mit einer Viertelmillion Mitglieder waren strikt gegen das Denkmal. FPÖ-Bundesparteiobmann Heinz-Christian Strache beschimpfte damals Richard Wadani gar als "Deserteurskapo". Das Denkmal konnte Strache nicht verhindern, aber seine FPÖ hat inzwischen in Wadanis Bezirk Simmering, einer früheren SPÖ-Hochburg, die Mehrheit errungen und schickt sich an, womöglich bald den Bundespräsidenten zu stellen. "Es hört einfach nie auf", sagt der 93-Jährige. Tatsächlich liest sich Wadanis Leben wie ein immer währender Kampf gegen Nationalismus und Faschismus. Und es erzählt die Geschichte Österreichs vom FPÖ-Präsidentschaftskandidaten Norbert Hofer bis zurück zum Ende der k.u.k. Monarchie.

Die ist gerade erst vier Jahre zerbrochen, aber im Lebensgefühl noch allgegenwärtig, als Richard Wadani 1922 in Prag geboren wird. Seine Mutter ist eine gebürtige Wienerin, sein Vater stammt aus Kärnten. Die Familie lebt in Prag, der Hauptstadt der jungen tschechoslowakischen Republik. Die Stadt ist einerseits von Optimismus und Aufbruch geprägt, andererseits von Nationalitätenkonflikten, Demonstrationen, Streiks, harten Kämpfen zwischen den politischen Lagern. Den sechsjährigen Richard schickt der Vater zu den sozialdemokratischen Roten Falken, später geht er zum Arbeiter-Turn- und Sportverein (ATUS), sympathisiert schon bald mit den Kommunisten und tritt in deren Sportorganisation ein.

Die Prager Arbeiterkultur ist sein Zuhause, diese hochpolitischen Jahre prägen sein Leben. Besonders 1934: Richard lauscht am Küchentisch der Wohnung den Erzählungen der sozialdemokratischen Schutzbündler aus Wien, die sich gegen das austrofaschistische Dollfuß-Regime erhoben hatten und nach Prag fliehen mussten. Der "Anschluss" Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland und die Zuspitzung der Sudetenkrise 1938 zwingen Richard Wadani, Prag zu verlassen und ausgerechnet nach Wien überzusiedeln: Als Deutschstämmiger hat er in seiner tschechischen Heimatstadt keine Arbeitsgelegenheit mehr. In Österreich aber empfängt den glühenden Jung-Kommunisten und Antifaschisten ein nationalsozialistischer Begeisterungstaukel, der den 16-Jährigen entsetzt.

Im Jahr darauf wird Prag von den Deutschen besetzt, bald danach beginnt der Krieg mit dem Überfall auf Polen. Da ist der junge Wadani bereits zur Wehrmacht eingezogen worden. Seine Mutter gibt ihm ein weißes Tüchlein mit, damit er bei passender Gelegenheit desertieren kann: "Ich will nicht, dass du für die Nazis kämpfst", sagt sie dem Buben. Er kommt als Kraftfahrer zur Luftwaffe an die Ostfront und wird Zeuge der Verbrechen von SS und Wehrmacht im Vernichtungskrieg. In Winnyzja und anderen Städten der Ukraine sieht Wadani Ende 1941, wie SS und Wehrmacht Juden ermorden, alte Menschen, Frauen und Kinder. Richard Wadani begreift, wofür diese Wehrmacht eben auch marschiert. "Das hat meinen Hass auf das Regime unerhört verstärkt", sagt er. Wadani riskiert sein Leben und versucht, subversiv gegen SS und Wehrmacht zu arbeiten. Er verteilt Lebensmittel an die Bevölkerung, mit einem Freund stiehlt er Fässer mit Benzin für Partisanen, gefangenen Rotarmisten verhilft er zur Flucht, bei der Jagd nach Partisanen schießt er in die Luft, um sie zu warnen.

Die Militärjustiz hat ihn bald im Visier. Eine Anklage gegen ihn wird ausgesetzt, weil der Belastungszeuge kurz vor dem Prozess an der Front fällt. Zwei Mal muss Wadani in Arrest. Ein erster Versuch zu desertieren, scheitert März 1942 an der Ostfront. Im Oktober 1944 hat er an der Westfront südlich von

Aachen mehr Glück. Er knüpft das weiße Tuch seiner Mutter an einen Ast und kriecht auf dem Bauch zu den alliierten Stellungen, eine Stunde lang. Schließlich stößt er auf schlafende amerikanische Soldaten. "Hey boys! Hey boys!" - er muss sie aufwecken, damit sie ihn gefangen nehmen und zum Überläufer machen.

Nach dem Krieg wird Richard Wadani gefragt, wie er denn den Feind so unterstützen und seine Kameraden zurücklassen konnte. "Ich stand halt auf der anderen Seite", sagt er dann. Eine moralische Überlegenheit leitet er daraus bis heute nicht ab. "Wenn einer nicht den Mut zu desertieren hatte, dann ging es einfach nicht. Dann ist Ende der Diskussion. Das muss man akzeptieren." Er versteht sogar, warum ehemalige Wehrmachtssoldaten so abwehrend auf ihn und andere Deserteure reagierten: Wenn einer sechs Jahre im Dreck gelegen habe, verwundet worden sei, einen Arm oder ein Bein verloren habe, dann sei er eben kaum in der Lage, sich als Täter zu begreifen.

Aber Richard Wadani hält die Seiten schon klar auseinander: für die Nazis oder dagegen. Wenn jemand sage, er sei gegen Hitler gewesen, habe aber in der Wehrmacht für Österreich gekämpft, dann gehe das einfach nicht zusammen. Deshalb quäle ihn der Satz, der auf Hunderten Kriegerdenkmälern im Land prangt: "Sie starben und kämpften für die Heimat." Österreich habe sich einen schizophrenen Opfer-Mythos zurechtgeschnitten, sagt er. "Und wir Deserteure störten nur, denn unser Beispiel zeigte ja, dass man durchaus eine Wahl gehabt hätte", erklärt sich Wadani den Abwehrreflex. Nicht einmal die Kommunisten der KPÖ, der Wadani beitrug, wagen sich öffentlich an das Thema. "Ich stand nicht nur fremd da, wir waren im Grunde doch der letzte Dreck." Also wird geschwiegen, viele Jahre lang.

Immerhin Arbeit verschafft ihm die Partei, mit der er sich aber nach der Zerschlagung des Prager Frühlings durch sowjetische Truppen 1968 überwirft. Er macht eine Karriere als Sportlehrer, ist sogar Bundestrainer und Bundeskapitän im Österreichischen Volleyballverband. Das Schicksal der österreichischen Deserteure ist noch in den Neunzigerjahren kein Thema. Dabei geht es nicht nur um historische Wiedergutmachung: NS-Justizopfer haben damals auch keinen sozialrechtlichen Anspruch auf die sogenannte Opfer-Fürsorge. Und noch nicht einmal, wer als Wehrmachtsdeserteur in einem Konzentrationslager, Wehrmachtsgefängnis oder Strafbataillon war, konnte das auf seine Pension anrechnen lassen, der KZ-Wächter dagegen schon.

Das nagt an Richard Wadani und seiner engsten Mitkämpferin, seiner Frau Sieglinde, Tochter des Widerstandskämpfers Franz Bair, der im Konzentrationslager Mauthausen inhaftiert war. Die beiden finden Mitstreiter: junge Historiker, Politiker von den Grünen und einige Wehrmachtsdeserteure, die wie Wadani endlich aus dem Schweigen treten. Sie gründen das "Personenkomitee Gerechtigkeit für die Opfer der NS-Militärjustiz", das tatsächlich das Geschichtsbild in Wien ändert. 2003 setzt Wadani mit Hilfe der Grünen im Wiener Gemeinderat die Aberkennung des Ehrengrabs des Wehrmachts-Fliegermajors Walter Nowotny auf dem Zentralfriedhof durch. Das Ehrengrab des Jagdfliegers, der im Krieg besonders viele Abschüsse erzielte, ist zuvor zu einer Art Kultstätte für Rechte und einige FPÖ-Politiker geworden.

2009 bringt das "Personenkomitee" die Ausstellung "Was damals Recht war...Soldaten und Zivilisten vor Gerichten der Wehrmacht" nach Wien. Sie erreichen damit endlich eine breitere Öffentlichkeit und prominente Unterstützer, zum Beispiel Literatur-Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek: "Ich stelle mich an die Seite der Toten und der wenigen, die noch leben, die die meiste Zeit ihres Lebens jedoch als Feiglinge, Drückeberger, Kameradenschweine und Schlimmeres bezeichnet worden sind." Namhafte Österreicher bekennen sich in dieser Zeit zu ihrer Geschichte als Deserteure: Schauspieler Dietmar Schönherr etwa oder der Komponist Friedrich Cerha; der Wiener Kardinal Christoph Schönborn macht

die Geschichte seines Vaters Hugo-Damian bekannt, der wie Wadani bei der britischen Armee das Kriegsende erlebte. Und die Gesellschaft erfährt, wie sehr viele Deserteure nach dem Krieg zu leiden hatten: Dem Dichter H.C. Artmann etwa wurde 1946 eine Stelle als Postbote verweigert, weil er als vorbestraft galt. Österreich setzt sich nach der Jahrtausendwende plötzlich mit einem Thema auseinander, dem Richard Wadani und seine Mitstreiter das Tabu nahmen. Das Rehabilitationsgesetz von 2009, das sie mit maßgeblicher Unterstützung der Grünen, dann aber auch der SPÖ und ÖVP durchsetzen, ist ihr erster großer Erfolg, der Bau eines Deserteurdenkmals ihr zweiter, am Ballhausplatz, in direkter Nachbarschaft zum Bundeskanzleramt.

Der deutsche Künstler Olaf Nicolai schuf dort auf dem Platz einen überdimensionalen, dreistufigen Sockel in X-Form, darauf die Inschrift "all/alone" aus einem Gedicht des Schotten Ian Hamilton Finlay. Das Denkmal soll begehrbar sein, so der Wunsch des Künstlers - was denn im Herbst 2015 Rechtsextreme auch schamlos ausnutzen. Und als Wadani und seine Freunde anschließend beim Wiener Polizeipräsident Gerhard Pürstl protestieren, reagiert der lakonisch: Es sei doch nichts Schlimmes passiert, meint er. Ein begehrbares Denkmal sei ja dafür da, dass es begangen werde.

Wadani und Freunde führen seither einen neuen Kampf, diesmal um die Würde dieses Ortes. Immerhin signalisiert der Polizeipräsident in diesen Tagen, seine Beamten würden künftig mit größerer Sensibilität auf Demos in diesem Umfeld reagieren. Richard Wadani schüttelt den Kopf: Sensibilität - was heißt das schon in diesen aufgeregten Tagen in Österreich, das sich womöglich am 22. Mai einen FPÖ-Mann zum Präsidenten wählt? Dessen Amtssitz liegt in der Hofburg, schräg gegenüber dem Deserteursdenkmal. Doch es wäre kein Trost für Wadani, wenn Norbert Hofer jeden Tag aus dem Fenster das Denkmal sehen müsste. Das Gefühl, im falschen Land zu leben, wäre dann nur noch stärker.

In Deutschland hat der Bundestag nach langen und erbitterten Auseinandersetzungen mit CDU und CSU im Jahr 2002 die Unrechtsurteile der NS-Militärtribüne gegen Wehrmachtsdeserteure aufgehoben. 2009 wurden schließlich die sogenannten Kriegsverräter rehabilitiert. In Bremen, Köln, Berlin, Stuttgart oder im ehemaligen Wehrmachtsgefängnis Torgau entstanden zum Teil schon davor Mahnmale. Aber die Deserteure galten bis zur Entscheidung des Bundestags als vorbestraft. "Die Wenigsten von uns haben im Nachkriegsdeutschland Tritt gefasst oder Karriere gemacht. Die Wenigsten sind alt geworden. Ohne Würde kann man nicht leben", schreibt Ludwig Baumann, 94, der 1990 die Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz gegründet hat, in seinem Buch "Niemals gegen das Gewissen". 2015 wurde ein Denkmal in Hamburg eingeweiht. Allein in dieser Stadt waren 227 Soldaten hingerichtet worden.

Christian Krügel und Helmut Zeller